

Siemens

№ 41-42.

Oktober 1905-
Oktober 1906.

Erscheint jeden Mittwoch.

Jährlich 50 Nummern.

Preis: fürs Inland 3 R. — R.
" Ausland 3 " 50 "
" Südamerika 5 Pesos.

Geschäftsstelle:

Saratow Theaterpl., Haus 2110
Fernsprecher № 77

Saratow, T-vu Г. X. Шель-
горнъ и К^o., противъ театра.

Adresse des Redakteurs:

Саратовъ, Католическая Семи-
нарія, I. Крушинскому.

Saratow, katholisches Seminar,
J. Kruschinsty.

Große Auswahl von handgezeichneten Haussegen

Größe ca. 31 × 41 Cm.

bietet die Buch- und Devotionalienhandlung

von H. Schellhorn u. Co. in Saratow

Preis pro Stück ohne Übersendung:

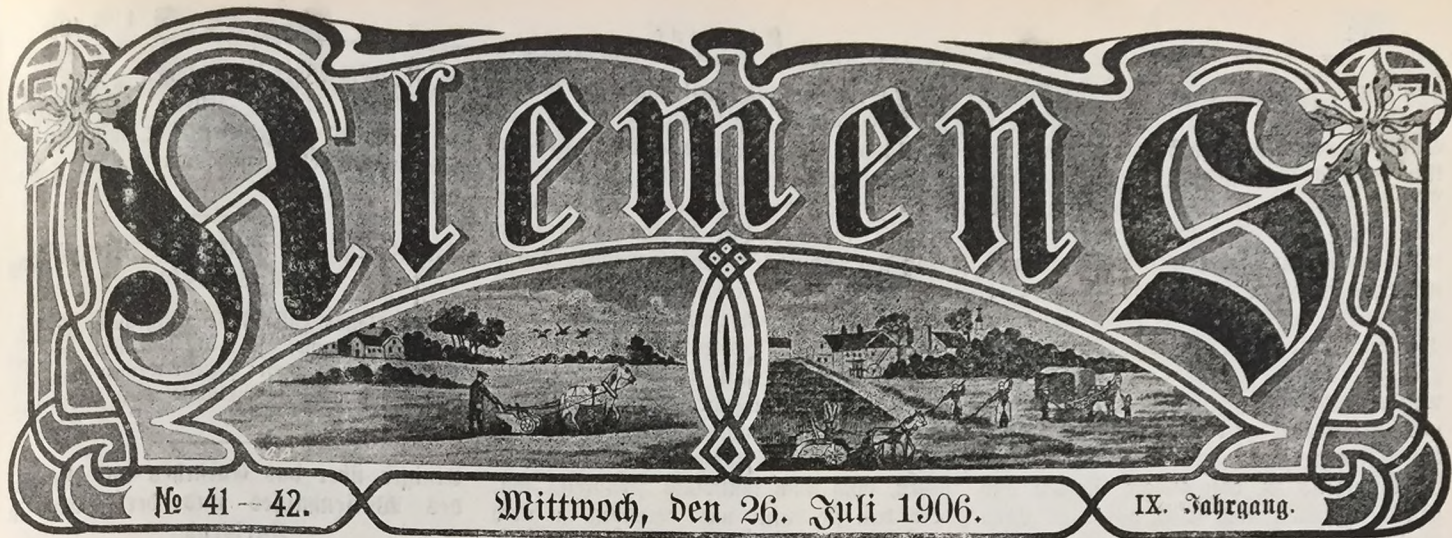
mit kürzeren Texten und bunten Bildern . . . 1 10
kleinen weißen Celluloid-Auflagen 1 20
mit längeren Texten und Atlas oder bemalten
Celluloid-Auflagen . . . 2 1 30
ganz volle Muster in reichster Ausführung in



großen und extra großen bemalten Celluloid-
Auflagen zu . . . 1 40 u. 1 50
Die Etiderei ist bei allen gleich und in Seidenge-
wölle mit Goldbrokat und Wockwolle mit Goldfäntille
ausgeführt.

Sämtliche Haussegen sind mit Garnierungen von edelweiß, künstlichen Blumen, Farren Moos etc. versehen.

Blumen



No 41—42. Mittwoch, den 26. Juli 1906. IX. Jahrgang.

Inhalt: Amtliche Nachrichten. — Treue in Verwaltung des Vermögens. — Einladung zur Feier der Kreuzstreckung in Ramenka. — Einiges über das Entstehen und Bestehen des Waisenhauses und der Schule in Karlsruhe. — Die Landfrage. — Die Beziehung der Technik zum Kulturleben und die Dienstbarmachung der Naturkräfte. — Erklärung. — Korrespondenz. — Aus Welt und Kirche. — Lucius Flavius (Fortj.). — Allerlei. — Ankündigungen.

Amtliche Nachrichten.

5. Juli. Ernannt: Zum Vikarius Expositus in Tschernaja Padina, Gouv. Samara, der in die Tiraspoler Diözese neu aufgenommene P. Johannes Strifas.

19. Juli. Das Dorf Gdanzewka ist der Pfarrei Selsjawetgrad beigegeben.

Treue in Verwaltung des Vermögens.

Unter Treue versteht man im allgemeinen die gewissenhafte Erfüllung dessen, was man versprochen hat. Wenn Dienstboten und andere Arbeiter sich verdingen, so legen sie das ausdrückliche oder stillschweigende Versprechen ab, daß sie den Nutzen ihrer Arbeitgeber wahren, allen Schaden von ihnen fernhalten, überhaupt das zeitliche Wohl derselben nach Kräften fördern wollen. Wenn sie nun dieses Versprechen gewissenhaft halten, so werden sie treu genannt. Da die Treue eben in dem mit den Arbeitgebern geschlossenen Vertrage wurzelt, so ist ihre Ausübung für die Arbeiter eine strenge Pflicht der Gerechtigkeit. Diese Pflicht predigt auch der hl. Paulus, wenn er befiehlt, daß die Knechte sich in allem treu erweisen sollen, damit sie der Lehre Gottes, unseres Heilandes, in allem zur Ehre gereichen. Auch führt die hl. Schrift mehrere Beispiele von Treue an, welche alle Dienstboten sich zum Muster und Vorbild nehmen können; wir erinnern nur an den greisen Eleazar, den Diener des Patriarchen Abraham, der mit einer über alles Lob erhabenen Treue die schwierigen Aufträge seines Herrn erfüllte.

Die Treue der Dienstboten und Arbeiter muß sich in erster Linie in der Verwaltung des dienstherrlichen Vermögens ausweisen. Ihre nächste Pflicht in dieser Beziehung besteht darin, daß sie auch nicht das Geringste von dem Eigentum der Herrschaft zu ihrem eigenen Nutzen und Vorteil entwenden. Verlezen sie diese Pflicht, dann sind sie Diebe, wie jeder, der sich an

fremdem Gute vergreift, ja, sie sind in gewisser Beziehung noch weit schlimmer und gefährlicher. Vor auswärtigen Dieben kann man sich schützen, aber nur sehr schwer vor diebischen Hausgenossen, weil diese, wenn sie untreu sein wollen, hundert Gelegenheiten haben, auch die vorsichtigste Herrschaft zu hintergehen und an ihr zum Diebe werden. „Hausdieb, schlimmster Dieb.“

Die Sünde des Diebstahles bleibt auch dann bestehen, wenn die Entwendung herrschaftlichen Eigentums unter dem Deckmantel der geheimen Schabloshaltung verübt wird, d. h. wenn die Dienstboten von dem genannten Eigentume sich etwas aneignen unter dem Vorwande, daß sie für ihre schwere Arbeit zu schlecht bezahlt würden oder zu schlechte Kost bekämen. Wenn diese Klagen wirklich begründet sind, dann dürfen sie deren Abstellung bei der Herrschaft beantragen und, falls sie kein Gehör finden, den Dienst aufkündigen und sich einen besseren suchen; aber bleiben und sich im geheimen schablos halten, das ist unerlaubt, das ist und bleibt eine Verletzung des siebenten Gebotes.

Da die Dienstboten keine Eigentümer, sondern nur Verwalter des herrschaftlichen Vermögens sind, so dürfen sie auch ohne Wissen und Willen des Eigentümers nichts davon an andere verschenken, weder an fremde, noch an verwandte und befreundete Personen, ja nicht einmal an die Armen. So gut und verdienstlich das Almosengeben an und für sich auch ist, so wird es doch zum Diebstahl, also zur Sünde, wenn man es durch widerrechtliche Spendung fremden Eigentums ausüben will. Anders ist es, wenn Dienstboten solche Gegenstände, die vielleicht doch unbenutzt verderben, wie zum Beispiel Speiseüberreste, an Arme ausgeben; aber auch in solchen Fällen wird ein gewissenhafter Dienstbote erst die Erlaubnis der Herrschaft einholen.

Dienstboten müssen ferner bei Ausführung von Aufträgen, namentlich bei Ein-

käufen und Verkäufen durchaus ehrlich sein und dabei nur auf den Nutzen der Herrschaft und nicht auf ihren eigenen Nutzen sehen. Sie müssen demnach den bei Verkäufen erzielten Preis und das bei Einkäufen erübrigte Geld bis auf das Kopfeken an die Herrschaft abliefern.

Wie ein Dienstbote nicht selbst an dem Eigentum der Herrschaft sich vergreifen darf, so darf er auch nicht zulassen, daß seine Nebendienstboten oder andere Leute mit seinem Wissen etwas veruntreuen. Würde er zu solchen Diebstählen und Betrügereien still schweigen oder ihnen gar noch Vor-schub leisten, so machte er sich einer fremden Sünde schuldig und wäre zur Wiedererstattung verpflichtet, wofern die eigentlichen Diebe dieselbe unterließen. Natürlich darf er auch keine der Herrschaft entwendeten Sachen annehmen, wofern er um deren unrechtmäßige Erwerbung weiß oder doch begründeten Verdacht darüber hat, denn „der Fehler ist so gut wie der Stehler.“ Selbst von den Kindern des Hauses darf er keine der Herrschaft zugehörigen Sachen ohne deren Wissen und Willen sich schenken, verkaufen oder zum Verkaufen sich übergeben lassen, vielmehr muß er solche Versuche mit Entschiedenheit zurückweisen und unter Umständen die Veruntreuungen der Kinder bei den Eltern anzeigen. Dies müssen die Dienstboten schon ihrer eigenen Ehre und ihres guten Rufes willen tun; denn bei der etwaigen Entdeckung von Diebstählen wirst, wie die Erfahrung lehrt, die Herrschaft nicht auf die Kinder, sondern auf die Dienstboten den Verdacht der Täterschaft.

So bestimmt und klar für die Dienstboten die Pflicht der Treue und Redlichkeit auch ist, so wenig wird sie doch von vielen derselben beachtet. Noch jüngst versicherte mir ein Herr, der schon lange und sehr viel mit Dienstboten zu schaffen hat, daß unter Hunderten kaum zehn wären, denen man im Punkte der Ehrlichkeit volles

Vertrauen schenken könne. Einige stehlen wie die Raben und schleppen aus dem Hause, namentlich an Schwären, was sie nur erwischen können. Insbesondere sind Mägde hierin beschlagen, welche einen Liebhaber an der Hand haben. Vor kurzem noch wurde ein Fall in den Zeitungen mitgeteilt, daß ein Dienstmädchen, welches bei derselben Herrschaft schon lange zu deren größten Zufriedenheit gedient hatte, eine größere Summe Geldes im Hause entwendet habe, um — ihrem Liebhaber ein schönes Geschenk zu kaufen. Andere Diensthöten stehlen zwar nicht selbst, lassen aber stillschweigend zu, daß andere stehlen und gewähren ihnen noch wohl gar dazu ihren Beistand. Manche betrügen ihre Herrschaften bei Einkäufen und Verkäufen und lassen sich von den Kaufleuten und Lieferanten Geschenke und bestimmte Prozente geben, welche von den Verkäufern zum Schaden der Herrschaft auf den Preis der Waren geschlagen oder durch Verabfolgung minderwertiger Sachen oder durch geringeres Maß und Gewicht wieder herausgeläubt werden. Mit Recht können darum die meisten Herrschaften in die alte Klage einstimmen: „Treue ist ein seltenes Wildpret.“

Die Grundursache der Unredlichkeit der Diensthöten liegt einestheils in der schlechten Erziehung, welche manche von ihren Eltern genossen haben. Wenn diese ihre Kinder nicht von Jugend an zur Treue und Redlichkeit anhalten, wenn sie vielleicht gar selbst Diebe und Betrüger sind, dann ist es kein Wunder, wenn die Kinder uneheliche Menschen werden. Ja, es gibt sogar gewissenlose Eltern, welche ihre bei anderen Leuten wohnenden Kinder zum Stehlen aufmuntern, oder doch die von ihnen gestohlenen Sachen als gute Beute annehmen. — Meistens liegt die genannte Ursache bei den Diensthöten selbst, indem sie bis zum Übermaß der herrschenden Genußsucht und Kleiderpracht fröhen. Da die Befriedigung dieser Leidenschaften mehr Geld verschlingt, als ihr Lohn beträgt, so suchen sie das Fehlende durch allerlei Veruntreuungen einzubringen und werden so durch Stolz und Vergnügungssucht zu Spitzbuben.

Wie in der Regel bei Fehlritten, so fehlt es auch hier nicht an allerlei Entschuldigungen. „Meine Herrschaft,“ heißt es, „hat alles im Überfluß, sie spürt es nicht, wenn ich ihr bisweilen etwas nehme.“ Lautet denn aber das siebente Gebot nicht ganz allgemein: „Du sollst nicht stehlen,“ so daß eben so gut verboten ist, den Reichen wie den Armen zu bestehlen? — „Aber ich nehme nur Kleinigkeiten,“ sagt ein anderer. Hat denn etwa Gott bloß die großen, und nicht auch die kleinen Diebstähle verboten? Ist er nicht ein strenger Richter, der auch vom letzten Kopelen Rechenschaft fordern wird? Ein dritter beschwichtigt sein Gewissen mit der Ausrede: „Ich arbeite für das,

was ich entwende, um so fleißiger und leiste so hinreichenden Ersatz.“ Ist denn aber der Diensthöte nicht ohnedies schon zu fleißiger Arbeit verpflichtet? Will ihn die Herrschaft für etwaige Mehrleistungen eigens belohnen, so kann er dies dankbar annehmen, aber sich selbst dafür bezahlt machen, das ist nun und nimmer erlaubt. — Doch genug von diesen törichtigen Entschuldigungen.

Die Treue in Verwaltung des herrschaftlichen Vermögens muß sich bei den Diensthöten ferner darin zeigen, daß sie von dem, was ihrer Sorge anvertraut ist, nichts durch eigene Schuld verkommen und verderben lassen, noch auch mutwillig zerstören, sondern daß sie dafür mit derselben, ja noch mit größerer Achtsamkeit sorgen, als für ihre eigenen Sachen. Leider verfehlen sich auch in dieser Beziehung gar manche Diensthöten. Viele Knechte und Mägde sind äußerst nachlässig in Besorgung des Viehes, in Bestellung der Äcker und in Verrichtung anderer pflichtschuldiger Arbeiten, so daß der Herrschaft oft großer Nachteil daraus erwächst. Manche geben nicht acht auf die Geräte und Werkzeuge, welche sie bei der Arbeit gebrauchen, so daß die Herrschaft jeden Augenblick genötigt ist, dieselben ausbessern oder durch neue ersetzen zu lassen. Andere wiederum sind unvorsichtig im Gebrauche der Tabakspfeifen, Laternen und anderen feuergefährlichen Gegenstände und verursachen dadurch schwere Brandschäden. Die vielen Zeitungsberichte über durch Unvorsichtigkeit verursachte Feuersbrünste liefern einen Beweis dafür.

Alle diese und andere Fahrlässigkeiten sind nicht allein Sünde, sondern sie ziehen auch die Verpflichtung nach sich, den dadurch verursachten Schaden zu ersetzen. Kommt ein Diensthöte dieser Pflicht nicht nach, so kann ihm die Sünde eben so wenig vergeben werden, wie einem Diebe, der das gestohlene Gut nicht zurückgeben will.

Christliche Diensthöten, Gesellen und sonstigen Arbeiter, nehmt Euch das Gesagte wohl zu Herzen und fasset den festen Entschluß, recht ehrlich und treu zu sein und Eurer Herrschaft niemals, weder durch Veruntreuung, noch durch Nachlässigkeit im Dienste zu beschädigen. „Unrecht Gut geidehet nicht.“ Durch die Verletzung von Treue und Redlichkeit würdet Ihr Euch den Segen Gottes für Euer ferneres Wohlergehen entziehen, und vor den Menschen könntet Ihr Euch leicht Schmach und Schande zuziehen. Die schlimmste Strafe würde Euch aber in der Ewigkeit treffen, wo es heißt: „Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung!“ „Täuschet Euch nicht,“ warnt der Apostel. „Die Diebe werden das Reich Gottes nicht besitzen.“ — Seid Ihr dagegen stets treu und ehrlich, dann werdet Ihr hier auf Erden die Achtung und Liebe Eurer Mitmenschen sowie das Wohlgefallen Gottes nebst seinem allmächtigen Segen erwerben; im Jenseits aber werdet Ihr die

trostreichen Worte vernehmen: „Wohlan, du guter und getreuer Knecht, weil du über wenigens getreu gewesen bist, will ich dich über vieles setzen, gehe ein in die Freude deines Herrn!“

Einladung zur Feier der Kreuzsteking in Ramenka.

Mit Gottes Hilfe ist der Kirchbau in Ramenka, Gouv. Saratow, so weit vollendet, daß das Kreuz am 9. August gesteckt werden kann. Alle sind hiemit aufs freundlichste dazu eingeladen.
P. A. Staub.

Einiges über das Entstehen und Bestehen des Waisenhauses und der Schule in Karlsruhe.

(Fortsetzung.)

Der Neubau.

Diese gefährvolle Alternative — in die Stadt oder ein Hauslehrer — konnte und durfte einen Seelsorger nicht gleichgültig lassen. Andererseits hatte die Schülerzahl so zugenommen, daß man, um allen Aufnahmefähigen gerecht zu werden, entweder allen abzugeben oder neubauen mußte. Beides wurde reichlich überlegt und mit Sachverständigen beraten. Wie schon oben bemerkt, ist der Hochw. Herr Zuhaber des Lehrediploms. Er durfte es daher zwecks Gründung einer Mittelschule schon wagen, sich dem Hauslehrerexamen zu unterziehen. Auch die H. H. Geistlichen und besserunterrichteten Laien rieten an, dieses Vorhaben auf alle Fälle zur Heranbildung unserer Jugend durchzuführen. Der Plan war zweifelsohne gut, jedoch auch stark gewagt und schwer zu verwirklichen. Eine Mittelschule zu gründen, das ist bei den gegebenen Verhältnissen nichts Leichtes gewesen. Um der Sache also mehr Festigkeit und Sicherheit zu geben, fand man es unumgänglich notwendig, den Hochw. Herrn Diözesanbischof um seinen Rat, seine Einwilligung und hilfreiche Stütze zu bitten. Der Bischof, hoch erfreut über das lobenswerte Vorhaben, anerkannte dasselbe mit dem erfreulichsten Entgegenkommen, dem Gründer mit Rat und Tat zu helfen. Durch diese allseitige Aufmunterung begeistert, unterzog sich der Hochw. Herr in seinem 41. Lebensjahre dem Hauslehrerexamen in der deutschen Sprache. Während der Vorbereitungszeit wurde er zur Abhaltung einer liturgischen Handlung auf das Gut Antonowka eingeladen. Nach verrichteter Sache kamen alle Wirte von Antonowka, deren es 6 sind, zu einem Freudenmahle zusammen. Der Herr Pfarrer war selbstverständlich auch dazu geladen, welcher Einladung er auch bereitwillig nachkam. Die Unterhaltung während des Mahles war sehr lebendig, aber auch wechselvoll. Bald sprach man über das eine, bald über das andere. Endlich, endlich kam die Rede auch auf die zu gründende Schule, über die bis dato schon die verschiedensten Gerüchte verbreitet waren.

Jetzt dachte wahrscheinlich der Hochw. Herr: „Schmiebe das Eisen, so lange es heiß ist,“ und legte hange und bebend den Gastgenossen die bescheidene Bitte vor, ihn zur Verwirklichung seines Vorhabens gefällig unterstützen zu wollen. Ganz wider Erwarten waren alle über das schöne Werk im höchsten Grade begeistert, und 1500 Rbl. waren gesichert. So hat sich Antonowka vor allen anderen eine hohe Ehre und ein hohes Verdienst um die Schule erworben. Alle Achtung und Ehre vor Antonowka! Vergelt's ihnen Gott! Ich glaube hier bemerken zu müssen, daß dieses Geld nicht als ein reines Almosen beansprucht wurde; nein, es wurde auf 10 Jahre angeliehen und zwa

folgendes interessante Material: mit den Marinevorräten zusammen waren gegen 180,000 Geschosse vorhanden, davon 1000 für die 9-Millimeter- und großkalibrigen Kanonen und Mörser, gegen 6800 für die 6 Millimeter-, und 42 Zinien-Geschütze, gegen 18,000 für die leichten 57 Millimeter-Rüstungsschnellfeuergeschütze, gegen 2000 für die 57 Millimeter-Kanoniergeschütze, gegen 150,000 für die auf den Strandbatterien 75-, 57-, 47- und 37-Millimeter-Marinekanonen, 4000 für die 3 Millimeter-Schnellfeuerkanonen der Feldartillerie. Die Patronen des 3 Millimeter-Schnellfeuergeschützes ungerchnet waren im ganzen gegen 14,000 Schrapnellgeschosse und gegen 10,000 Kartätschenpatronen vorhanden. Wenn die Geschütze auch abgenützt waren, so konnte doch von einer Unbrauchbarkeit derselben keine Rede sein. Das Gieken von Geschossen sowie die Aufsertigung von Pyroxilinbomben dazu nebst Schrapnell's war im Gange und lieferte 100 Geschosse im Tage. Die Daten über Kriegsmunition beweisen, daß diese hinreichte, den Verteidigungskampf noch über 1½ Monate hinauszuziehen. General Stöfel hat aus irgendeinem Grunde die Frage der Kapitulation allein entschieden, und als ob er der Ansicht gewesen sei, es handle sich um eine staatliche Angelegenheit. Die Zeugenaussagen enthalten nur sehr wenig, was zu seinen Gunsten spricht.

Ostreich-Ungarn. In der „Neuen Freien Presse“ wirkt ein Abgeordneter der Reichsbüma die Frage auf, weshalb die Deputierten wegen des Wjhborgger Aufrufes nicht verfolgt werden können, und antwortet darauf etwa folgendermaßen.

Nach dem russischen Strafgesetze kann jemand für ein Vergehen, das im Auslande verübt wurde, in Rußland nur in dem Falle verfolgt werden, wenn das Vergehen nach den Gesetzen jenes Landes, in welchem es verübt wurde, einer Strafe unterliegt. Da aber der finnländische Strafbodeg einen solchen Paragraphen, der dem § 3 des bekannten Artikels 129 des russischen Strafgesetzes entspricht, nicht enthält, so können die Deputierten, die sich in Wjhborg versammelt hatten, auf gesetzlicher Grundlage nicht verhaftet werden. Somit bleibt dem Minister Stolypin nur der Weg administrativer Verfolgung übrig. Dieser Weg aber kann die nochmalige Wahl aller in Wjhborg zusammengetretener Deputierten als Mitglieder der künftigen Reichsbüma zur Folge haben, da nur die wiederholte Wahl sie von der unverdienten Strafe befreien würde. Gemäß einer Erklärung des Senats erscheinen die administrativen Beahndungen durchaus nicht als Hindernis zur Wahl in die Duma, wogegen die gerichtliche Verfolgung sowohl des aktiven als auch des passiven Wahlrechts verlustig macht. Nach diesen Erwägungen läßt sich auch der Befehl Stolypins erklären, gegen die Dumaabgeordneten für das Agitieren in der Heimat eine strenge gerichtliche Verfolgung einzuleiten.

Persien. In den letzten Jahren ist in Persien eine Gärung zu bemerken. Das Land, das ehedem durch seine hohe Kultur berühmt war, erwacht aus seinem jahrhundertelangen Schlaf. Das Volk verlangt Reformen. Durch die Rechtslosigkeit niedergedrückt, gedenkt es endlich das Joch der Beamtenwillkür von sich abzutreiben. Es verlangt Garantien gegen die provinziellen Gouverneure, welche das Volk durch Erpressungen auslaugen und sich Reichtümer aufspeichern, während die Bevölkerung die größte Not leidet und immer mehr und mehr verarmt. Die Bewegung nimmt in den letzten Wochen einen besonders scharfen Charakter an, welcher neue interessante Merkmale aufzuweisen vermag.

Die Mollas (mohammedanische Geistliche), welche früher als fanatische Reaktionenäre bekannt waren, erscheinen plötzlich als die Träger

reformatorischer Ideen und stehen geradezu an der Spitze der fortschrittlichen Bewegung. Die japanischen Siege waren dabei von nicht zu unterschätzender Bedeutung, indem sie die Miaten lehrten, daß die Rechtsordnung und Bildung als das Unterpfand der äußeren Macht und des inneren Wohlstandes erscheinen. Man begann mit der Reform des Gerichts. Als die Kommission, welche an diesen Reformen arbeitete, bei dem Großvezier, einem leidenschaftlichen Reaktionsär, auf Widerstand stieß und aufgelöst wurde, brachen unter dem Volke Unruhen aus, flogen Petitionen und Proteste. Der Großvezier nahm zahlreiche Verhaftungen vor, und bald waren die Gefängnisse von Freiheitskämpfern überfüllt. Nun brach aber ein offener Aufstand aus, und die Mollas verließen in Massen die Residenz. Nach den neuesten Meldungen hat der Großvezier schließlich seinen Abschied genommen. Diese Nachricht, die sowohl in Persien als auch in Europa mit Teilnahme aufgenommen wurde, berechtigt zur Hoffnung, daß Persien den Weg friedlicher Erneuerung betreten wird.



Lucius Flavius.

Historischer Roman aus den letzten Tagen Jerusalems
Von Joseph Spillmann S. J.

(Fortsetzung.)

Vierzigstes Kapitel.

Jerusalems letztes Paschafest.

Für die Tage des Paschafestes hatten die drei Anführer, die sich innerhalb der Mauern Jerusalems auf Leben und Tod bekämpften, eine Art Waffenstillstand geschlossen. Zwischen Reihen von Bewaffneten hindurch konnten die Pilger die Vorhöfe des Tempels und den Tempel selbst betreten, um ihre Opfer darzubringen. Sie taten es mit bitterm Gefühlen und in großer Traurigkeit; begegneten doch ihre Blicke überall dem Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte. Schon waren die herrlichen Säulenhallen da und dort zerstört, die spiegelglatten Marmorwände des Heiligtums beschädigt, die Dächer an manchen Stellen zertrümmert; ja die von den Wurfmäschinen geschleuderten Felsstücke hatten sogar den Brandopferaltar getroffen und Priester und Opfernde zermalmt, während sie das Opfertier auf den Altar legten.

Selbst Eleazar gingen diese Szenen endlich zu Herzen. Als er Ben Gioras herbeirief, hatte er es wirklich in der Meinung getan, so den Galiläer Johannes von Gischala zur Unterwerfung zu nötigen und die Eintracht in der unglücklichen Stadt herzustellen. Mit tiefem Schmerz sah er, daß das Unheil nur größer geworden war. Tausende von Menschen hatten ihr Leben verloren, und eine Reihe von großen Vorratshäusern voll Getreide war in den unseligen Kämpfen in Flammen aufgegangen. Eleazar hätte weinen mögen vor Born und Scham.

Es war trotz seines Stolzes, seiner Rachgier und seines Zähornes doch noch etwas Edles in seinem Wesen. So brachte er das Opfer, sein Ehrgeiz so weit zu bezwingen, daß er sich dem gemeinsamen Führer unterzuordnen versprach, wenn Johannes und Ben Gioras Frieden schlossen. Der vorläufige Waffenstillstand für die Feiertage war sein Werk. Zu einem eigentlichen Frieden aber konnte er die beiden nicht bewegen. Dann faßte er den edelmütigen Entschluß, sich mit seinen Zeloten dem Galiläer wenigstens insoweit unterzuordnen, daß sie gemeinsam den Tempelberg verteidigen wollten und im Falle der Not selbst dem Ben Gioras Hilfe zur Befestigung eines

1 Flavius Iosephus, De bello iudaico V, 1, 3.

Teiles der Stadtmauern versprochen. Mehr zu erreichen, war Eleazar unmöglich.

Am Vorabend des Rüsttages hatte der Rat der Zeloten in der Zelle Gassith sich diesem Abkommen nach langem Widerstreben endlich gefügt. Ben Raiphaz, der Wirt Zabulon und einige andere hatten sich bei dem Gedanken beruhigt, daß es ihnen inzwischen gelungen sei, eine gute Anzahl Talente aus dem Tempelschatz für sich beiseite zu schaffen. Andere begnügten sich mit dem Vorbehalt, daß der Friede mit dem verhassten Galiläer und dem nicht minder verabscheuten Bandenführer nur für die Tage des Festes und für den Fall gelte, daß die Römer es wirklich wagen sollten, die heilige Stadt zu belagern, was sie immer noch nicht glauben wollten. Die tollsten Fanatiker aber erklärten alle diese Maßnahmen für gleichgültig und überflüssig.

„Die Stadt ist Gottes Stadt, und der Tempel ist des Herrn der Heerscharen Wohnung,“ sagte ihr Wortführer Meir Ben Belga mit unheimlich funkelnden Augen. „Er selbst wird sie verteidigen. Wie eine Feuermauer wird er sich um uns her lagern und mit Blitz und Hagel wider seine Feinde streiten. Hat er es denn nicht verkündet durch den Mund Davids, seines Knechtes: Warum knirschen die Heiden mit den Zähnen und sinnen Bahnsinn die Völker? Es erhoben sich die Könige der Erde und die Völker, und die Fürsten schlossen einen Bund wider Gott und seinen Gesalbten. Sprengen wir ihre Fesseln und werfen wir von uns ihr Joch! Er, der in dem Himmel wohnt, lacht ihrer, und der Herr spottet ihrer. Dann wird er in seinem Zorne reden und in seinem Grimme sie beschämen. Denn ich bin aufgestellt von ihm als König über Sion, seinen heiligen Berg, und verkünde sein Giech. Der Herr sprach zu mir: Mein Sohn, bist du! Siehe, heute habe ich dich gezeugt. Verlange von mir, und ich gebe dir Heiden zum Erbe, und als dein eigen die Grenzen des Erdballs. Regieren wirst du sie mit eisernem Szepter und zertrümmern wie ein Töpfergeschirr!“

So redete in mißverstandenen Worten der Schrift der Führer der Fanatiker noch, als der Bote gemeldet wurde, welcher den Anmarsch der Römer verkündete. Eleazar rief ihn vor den versammelten Rat und forderte ihn auf, zu berichten. Der Bursche sagte also, nachdem er, sich mit über der Brust gekreuzten Armen tief verneigt:

„D ihr Väter meines Volkes, so vernehmet, was euer Knecht zu reden hat, und möge der Herr meine Wort euch und allen Kindern Abrahams zum Segen wenden! Ich, euer Knecht, habe auf Eleazars Befehl viele Monde auf der Höhe von Sapha gewacht, wo man die Straßen überschaut, welche von Stratons Turm (Cäsarea) nach dem Gebirge führen. Und ich sah seit Wochen viel Leben im dortigen Römerlager und gewahrte auch Truppenzüge aus Ägypten. So habe ich damals meinen Sohn geschickt mit der Meldung, daß die Römer aufbrächen. Die Nachricht war verkrüht; denn erst vorgestern rückten sie auf den Straßen dem Gebirge zu. Und nun blieb ich auf meinem Posten, bis ich ihrer Absicht sicher war und auch ihre Stärke genau kannte. Dann lief ich die ganze Nacht und den ganzen Tag hindurch. So höret nun meine Wort! Eine Legion zog südwärts die Straße nach Lydda und wird also über Emmaus durchs Gebirge ziehen; die Hauptmacht aber marschierte unter meinen Augen vorbei auf Samaria und wird daher von Norden her durch die Samariterberge über Bethel kommen.“

„Und es sind der Feinde viele, die der Herr in eure Hand geben möge! Voraus zogen die Truppen des Königs Agrippa, prächtig gekleidet, und wie Weiber gepußt. Ich habe sie nicht gezählet, denn ich achte sie der Spreu gleich, die der erst Windstoß eures Grimmes zerstreuen wird. Und

noch viele andere Hilfstruppen folgten, Reiter und Fußsoldaten, wohl 30000 Mann der mit Agrippa und den Römern verbundenen Fürsten. Auch den Araberheerführer Mardocheus, der sonst mit Ben Gioras verbunden war, sah ich und flüchte ihm."

Ein Ausbruch des Zeloten unterbrach den Boten. Dann fuhr er fort:

"Jetzt kamen die Römer. Zuerst Schanzgräber und Zimmerleute; dann unter Bedeckung das Gepäck der Anführer. Hinter ihm ritt, von einer Abteilung der besten Reiter und Lanzenreiter umgeben, der Heerführer Titus, ein noch junger Mann, der aber kühn genug dreinschaute. Möge ihn der Herr verderben! Dann erschienen die eigentliche Streitmacht, und ich sage euch, der Boden zitterte unter den Schritten der Schwerebewaffneten. Jeder Legion ritt die Reiterei voraus; es folgten die Kriegsmaschinen — an die 200 habe ich gezählt: Schleudern für Steine und Pfeile, Walzen, Räder und zerlegte Türme, Balken und Bohlen für Schutzbücher und riesige Sturmböcke und sonst noch vielerlei, dessen Bestimmung ich nicht kenne."

"Es wird alles ein Raub der Flammen werden," jagte hohnlachend Meir, der Sohn Belgas.

"Möge der Herr dein Wort erfüllen, noch ehe diese Teufelsmaschinen die Mauern seiner heiligen Stadt berühren!" antwortete der Bote und fuhr dann fort: "Nach den Kriegsmaschinen und ihrer Bedeckung ritten Tribunen und Hauptleute, von auserlesenen Kriegern umringt. Es folgten die Tubabläser und die Feldzeichen um den silbernen Adler."

"Dem Zeichen ihres obersten Gözen!" rief Dalai. "Wie könnte der Herr, unser Gott, diesem Greuelbilde den Sieg verleihen?"

"Und hinter den Feldzeichen marschierten die Legionen in Reihe von je sechs Mann. Es ist feiner unter ihnen, sage ich euch, der sein Schwert und seine Lanze nicht brauchen könnte, einem Goliath zum Troste. Aber dennoch hat diesen der Knabe David erschlagen im Terebinthentale. Möge es ihnen ebenso ergehen! Und möge das Gepäck, das jeder Legion folgte, und Wehr und Waffen den Kindern Israels zur Beute werden, ihre Leichen aber ein Fraß den Vögeln des Himmels! Die Mietstruppen, die den Schluß der Heerfäule bildeten, habe ich nicht gezählt; das lohnte sich der Mühe nicht. Aber den Kern des Heeres schätze ich auf 80000 bis 100000 Mann. Denn auch von Jericho und von Hebron nahen Kriegshäusern."

Gleazar schlug nun vor, Ben Gioras möge mit seinen Leuten der Legion entgegenziehen, welche über Emmaus amüde, und sie in den Engpässen der dortigen Berge schlagen, während er mit den Galiläern das Hauptheer bei Bethel aufhalte. Die wehrfähige Mannschaft, die augenblicklich in der Stadt weile, sei ja der Zahl der Feinde um mehr als das Doppelte überlegen, und wer sich weigere, die Waffen gegen die Römer zu tragen, solle auf dem Fleck niedergestochen werden. Aber mit allem Bitten und Beschwören war es unmöglich, einen der beiden Parteiführer zu überreden, seine Stellung in der Stadt zu verlassen. Und auch ihm wollten sie nicht erlauben, die Bürger um sich zu sammeln, um dieselben dem Feinde entgegenzuführen. Keiner der Führer traute dem andern, und Gleazar traute sie ebensovienig. So blieb nichts anderes übrig, als die Ankunft der Römer untätig zu erwarten. Mit Schmähreden trennte man sich, in denen jeder das Verderben der Stadt dem andern zur Last legte. Beinahe wäre es wiederum im Tempel zu Kampf und Totschlag gekommen, während die Silberposaunen von seinen Zinnen den Anbruch des höchsten Festes verkündeten. Es war Karfreitag nachmittags um die Stunde, da Jesus vor 37 Jahre am Kreuze gestorben war.

Um dieselbe Zeit war man im Marienhaus in Erinnerung an den Tod Christi zum gemeinschaftlichen Gebete versammelt. Die warme Frühlingssonne schaute zu den Fenstern herein, die Blumen im Garten atmeten süßen Duft, und die weißen Tauben putzten mit den roten Schnäbelchen ihr Gefieder, kaum daß die Tauber zu gurren wagten. Nur als die Tempelposaunen so mächtig einsetzten, flog der Schwarm auf, kreiste ein- oder zweimal um das Häuschen und setzte sich dann wieder ruhig auf den Dachrand, mit den Augen herniederblinzeln, ob denn nicht bald Benjamin oder Thamar ihnen das gewohnte Futter streue.

Sie mußten sich noch etwas gedulden. Denn nach Schluß der Andachtsstunde legte Eusebius die Schwierigkeiten dar, welche der plötzliche Anmarsch der Römer der geplanten Flucht nach Bella in den Weg lege. "Dich, meine Tochter," sagte er zu Thamar, "wage ich kaum den römischen Legionen entgegenzusetzen. Du hast schon einmal erfahren, wie gefährlich es ist, ihre Habgucht oder noch schlimmere Leidenschaften zu wecken. Freilich, wenn die Stadt im Sturm genommen wird, ist die Gefahr mindestens ebenso groß. Ich überlasse also dir die Entscheidung."

"Wenn du es erlaubst, so möchte ich hier bei Paulina bleiben. Der Vater ist ja gut aufgehoben in Bella, und hier werden wir, wie mir ahnt, viele Werke der Barmherzigkeit üben können. Im übrigen stehen wir ja in Gottes Hand; seine Barmherzigkeit verfüge über uns, sei es zum Leben, sei es zum Sterben," sagte die Jungfrau.

"Überlege es dir bis zum Ofterfeste," entgegnete Eusebius. "Der Sabbath hat begonnen, und bis nach dem Feste würdest du doch keine Reijbegleitung finden. Wenn du am Oftermorgen das Brot des Lebens empfangen hast, so magst du den Gast deiner Seele um Rat fragen und dich entscheiden. — Sara, du bist gewiß bereit, entweder mit Thamar zu bleiben oder zu reisen?"

"Wie du und mein Kind es für gut haltet," antwortete die Alte. "Doch muß ich sagen, daß mein Herz fürs Bleiben entscheiden würde. Denn hier in diesem Hause hat meine Seele ein trauertes Heim gefunden, und hier möchte ich sterben."

"Du aber, Paulinus, wirst es versuchen, zum Bischofe Simeon nach Bella zurückzukehren und ihm das Schweitzuch Veronikas zu bringen. Ich habe mit deiner Mutter schon geredet. Und du, mein kleiner Freund Benjamin, sollst ihn begleiten," jagte Eusebius.

"Und Nathanael? wird Nathanael mitgehen oder hier bleiben?" fragte Benjamin den Priester.

"Ich möchte hier bleiben," antwortete Nathanael. Dann flüsterte er Eusebius ins Ohr: "Nachhals wegen, die mir eine zweite Mutter war. Seit Nuth gestorben ist, hat sie niemand mehr — und ich hoffe, wenigstens sie, wenn nicht den Bruder und den Vater, zur Taufe zu bringen."

"Gut, Nathanael, du bleibst und wirst mir beim Altare dienen," entschied Eusebius, erfreut über das goldene Herz, das sich in diesen Worten offenbarte.

"O Vater Eusebius, ich möchte dir auch am Altare dienen!" rief Benjamin mit leuchtenden Augen. "Bitte, laß mich hier. Ich gehe nicht gerne ohne Thamar zum Vater. Bitte, bitte! Paulinus kann ja allein gehen, und der Vater wird schon ganz getröstet sein, wenn er ihm nur die Kunde mitbringt, daß es uns gut geht."

Eusebius bestand aber auf seiner Anordnung, und Benjamin fügte sich diesmal auch willig. So wartete man den Oftermorgen ab. In der Stille der Sabbathnacht hatten sich die wenigen Christen, die in Jerusalem zurückgehalten und nicht durch Krankheit an ihr Lager gefesselt waren, im Concilium noch einmal versammelt, und bald nach Mitternacht begann der Gottesdienst.

Nach den üblichen Psalmen des Hallel wurde das herrliche Auferstehungskapitel aus dem ersten Briefe Pauli an die Korinther¹ und der Bericht des Evangelisten Matthäus verlesen, der Eusebius als Augenzeuge bestätigte. Zeuge der Auferstehung zu sein, war ja die erste und vornehmste Aufgabe der apostolischen Predigt; denn auf der Auferstehung Christi beruht der christliche Glaube.

Dann begann das eigentliche Opfer, dem nun die Neophyten in ihren weißen Taufgewändern zum erstenmal beizuhören durften. Nachdem Eusebius feierliche Gewänder angelegt hatte, brachte ihm Paulinus den von Christus selbst gebrauchten Abendmahlskelch mit Wein und ungesäuertes Brot. Der Priester segnete die Opfergaben und brachte sie Gott dar. Es folgte ein erhabenes Dank und Weihegebet, das unserer Prästation entspricht, und nach längeren stillen Gebeten sprach Eusebius über die Opfergaben die geheimnisvollen Worte der Wandlung, betete gläubigen Herzens an und zeigte den Leib und das Blut des Herrn unter den Gestalten des Brotes und Weines den Gläubigen zur Anbetung. Ahermals folgten Gebete, unter denen als der Inbegriff aller Bitten das Vaterunser mit feierlich erhobener Stimme im Namen der Kirche dem himmlischen Vater vorgetragen wurde. Dann kommunierte der Priester selbst und reichte Paulinus, den vier Neophyten und allen übrigen Brüdern und Schwestern den eucharistischen Heiland.

Thamar war durch das Übermaß der göttlichen Liebe wie vernichtet. Die alte Sara weinte still vor sich hin. Und auch die beiden Knaben waren voll des himmlischen Trostes.

Ein kleines Liebesmahl, die Agape, welches Eusebius selbst aus der gemeinsamen Kaffe bereiten ließ, vereinigte zum Schluß alle wie die Glieder einer Familie. Man bewillkommte und beglückwünschte die vier Neophyten, welche jetzt zum erstenmal als volle Glieder der Gemeinde galten. Dann setzte man sich an die Tische und genoß die einfachen Speisen, welche die Liebe wärzte, mit Dank gegen Gott und mit geistiger Freude, selbst jetzt, da doch ringsum Angst und Schrecken die Stadt wie eine drohende Wetterwolke umhüllte.

Beim Abschiede sagte man sich „Auf Wiedersehen“ mit dem Gefühle, daß es wohl für manche nicht in diesem Tale der Tränen sein werde.

Der Oftermorgen leuchtete jetzt am Himmel. „Nun, meine Tochter, hast du mit deinem Seelengaste Rats gepflogen, und wozu bist du entschlossen, zum Reisen oder zum Bleiben?“ fragte Eusebius Thamar.

„Zum Bleiben, wenn du es gestattest,“ erwiderte die Jungfrau. Dann fügte sie erwidert bei: „Du wirst bald für Kranke und Verwundete zu sorgen haben. Achte mich nicht zu gering, dir dabei zu helfen. Der gute Wille wird meiner Schwäche zu Hilfe kommen.“

„Ein vortrefflicher Gedanke, meine Tochter,“ antwortete der Priester. „Die Werke der Barmherzigkeit sind die Schlüssel des Himmels, wenn sie aus dem Mitleid himmlischer Liebe hervorgehen, wenn wir nämlich in dem Leidenden einen Bruder Christi bedienen. Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan.“ Ich werde ganz gewiß deine Hilfe in Anspruch nehmen. Du bleibst also und Sara auch. Dein Bruder aber und Paulinus sollen sofort versuchen, Bethanien zu erreichen. Von dort kann ihnen wohl Silas einen Weg durch die Wüste weisen, welcher sie an den von Jericho heranziehenden Truppen glücklich vorüber bringt. Nehmt gleich hier Abschied. Paulinus hat der Mutter schon Abewohl gesagt. Nur den Abschiedschmerz nicht verlängern!“

¹ Flavius Josephus I. c. V, 2, 1.

¹ 1 Kor. 15.

Nach reichte man sich also die Hand, und durch den Segen des Priesters gestärkt trat Paulinus mit seinem Gefährten die Reise an.

Paulinus hatte das Schweistuch Veronikas, von dem sich seine Mutter mit ebensoviel Liebe als Schmerz trennte, vorsichtig in geöltes Pergament eingeschlagen, unter den Kleidern Benjamin verborgen. Er erinnerte sich nämlich des Verfalls am Brunntore und fürchtete nicht ohne Grund, es möchte sich etwas Ähnliches wiederholen. Diesmal versuchte er es mit dem Eisenort. Als sie in dessen Nähe kamen, sagte Paulinus zu dem Knaben: „Nun, Benjamin, paß gut auf! Du weißt, welchen kostbaren Schatz du unter deinen Kleidern trägst und wie es demselben erginge, wenn er in die Hände der Juden fiel. Sie werden vielleicht mich anhalten und durchsuchen. Dann entwische ihnen flink und lauf, was du laufen kannst, nach Bethanien. Du mußt dich nur links halten, das Tal hinab dem Dörfchen Siloe zu, und dann das Tal Kedron aufwärts bis an die Stelle, wo dem Tempel gegenüber der Weg nach Bethanien abbiegt.“

„O, ich werde es finden, und auch das Haus des Lazarus, das ich an dem Garten kenne. Sie sollen mich einholen, wenn ich auch nur ein paar Schritte voraus habe!“ sagte der Knabe. „Aber wie wird es denn dir ergehen, wenn sie dich festhalten?“

„Dafür laß Gott sorgen, entgegnete Paulinus. Wenn es mir möglich ist, so komme ich vor Nacht oder doch vor dem nächsten Morgen nach Bethanien. Hat Gott es anders beschlossen, nun wohl, so mußt du sehen, wie du nach Pella kommst. Da sind wir am Tore. Suche nur gleich durchzukommen, während sie mich fragen. Stelle dich, als ob du gar nicht zu mir gehörtest.“

So tat Benjamin. Er ging einen Schritt oder zwei hinter Paulinus her, und als die Wache diesen anhielt, schlüpfte er hinter dessen Rücken durch und gewann das Freie; denn die Leute des Ben Gioras kümmernten sich wenig um den Knaben, wollten aber den wohlgerathenen jungen Mann durchaus nicht passieren lassen. Benjamin, der außerhalb des Tores in einiger Entfernung stehen blieb, hörte, wie man seinem Gefährten den strengen Befehl vorhielt, keinen waffenfähigen Pilger durch die Tore zu lassen. Umsonst brachte Paulinus wiederum vor, daß er der einzige Sohn einer Witwe sei, den das Gesetz vom Kriegsdienste freispreche.

„Die Tochter Sion selbst ist zur Witwe geworden!“ rief der Hauptmann der Wache. „Und wenn du dich weigerst, ihr deinen kräftigen jungen Arm zum Kampfe wider ihre Feinde zu leihen, so bist du ein Kind des Todes, so wahr unser Gott der Herr der Heerscharen ist! Auf der Stelle stoße ich dich nieder: so lautet mein Befehl.“

„O wehl!“ dachte Benjamin und schaute sich mitleidig nach Paulinus um, der gezwungen sich in sein Schicksal ergab. Der Knabe sah, wie er ihm mit den Augen zum Abschied winkte und fortgeführt wurde; dann schlich er sich traurig den steilen Abhang hinab, der ins Tal Ben Hinnom führte.

Bei Nacht hätte es Benjamin nicht gewagt, durch dieses düstere, damals mit Wald und Busch bestandene Tal zu gehen, welches als ein verunschener Ort und als ein Bild der Hölle galt. Die Leichname der Hingerichteten, das Los gefallener Tiere und alle Unreinigkeit wurde aus der Stadt Gottes in dieses Tal geworfen. Hier hatte auch der Verräter Judas durch Selbstmord geendet, und Benjamin erinnerte sich an viele Geschichten, welche ihm Rhode erzählt hatte, in denen dieses Tal der Aufenthaltsort böser Geister war. Doch bezeichnete er sich mit dem Kreuzzeichen und trat in den wildverwachsenen Cypressenwald. „Habe ich nicht den Heiland heute

empfangen? Und ist nicht der Schutzengel bei mir? Was fürchte ich also?“ redete er sich Mut ein, wagte aber kaum nach rechts und links zu blicken, sondern trottete laut pfeisend voran, bis er glücklich das Dörfchen Siloe erreichte.

Dort traf er am Weg einen armen Aussätzigen, dem er mitleidig ein gutes Stück des ungesäuerten Brotes reichte, welches ihm die alte Sara zugesteckt hatte. Er fragte den Bettler nach dem Wege nach Bethanien.

„Geh nicht hin!“ warnte derselbe. „Vor Abend wird es voll Römer sein; denn eine ganze Legion zieht von Jericho herauf. Wir können sie nur das Leben nehmen, das keinen Wert für mich hat; dir aber rauben sie die Freiheit.“

Benjamin stuzte einen Augenblick, nicht sowohl feinetwegen als des Bildes wegen, das ihm anvertraut war. Sollte er wieder in die Stadt zurück? Aber er sagte sich, er werde ja lange vor Abend in Bethanien sein, und dann machte ihm auch der Gedanke Mut, daß er unter den Römern Bekannte habe. „Der Decurio Martius und der Tribun Lucius werden mich nicht als Sklaven verkaufen lassen,“ meinte er und ging getrost Bethanien zu.

Einundvierzigstes Kapitel.

Christenrache.

Am darauffolgenden Tage kamen Boten von allen Seiten nach Jerusalem, welche verkündeten, daß in wenigen Stunden die Ankunft der Römer zu erwarten sei. Titus habe mit seinem Heer während der Nacht bei Gophna gelagert und jetzt bereits Gabbath-Saul erreicht, das nur mehr 30 Stadien¹ von der Stadt entfernt war.

Die Posten bliesen Alarm. Auf den Plätzen und in den Hauptstraßen sammelten sich alle streitbaren Männer um ihre Führer; die Tore wurden verrammelt, die Mauern und Türme mit Bewaffneten besetzt. Namentlich die Mauer Agrippas, die äußerste und nördlichste, welcher der erste Angriff drohte, erstiegen die erlesensten Streiter. Laufende standen auf den Plätzen der Neustadt Bezetha bereit, die Kämpfer, welche hinter den Brustwehren lauerten, zu unterstützen oder zu ersetzen. Mochten auch manche die Stadt den Römern zu übergeben wünschen, wie Flavius Josephus² berichtet, um sich der Schreckensherrschaft zu entledigen, welche die Parteiführer üben: keiner wagte jetzt, angesichts der Feinde, diesen Wunsch zu äußern, und weitaus die meisten erfüllte die Begier, für die Stadt und den Tempel zu kämpfen. Alle Drohworte der Propheten riefen die Führer mit flammenden Augen auf die Römer herab, und die Tausende standen da und schrien: „Amen! Amen! Möge der Herr sie vernichten, wie er Amalek vernichtet hat!“

Außerhalb des Richttores dem Hügel Golgatha gegenüber, der jetzt durch Agrippas Mauer zur Neustadt Bezetha gehörte, standen in Reih und Glied einige hundert Mann, die in ähnlicher Weise ihrem Haß gegen die Römer Ausdruck gaben. Unter ihnen finden wir Paulinus; aber statt zu fluchen, betete er für Freund und Feind: „Erleuchte alle, die in Finsternis und im Schatten des Todes sitzen, und lenke unsere Schritte auf den Pfad des Friedens.“

„Was murmeltst du in dich hinein, statt kräftig in das Gebet des Führers einzustimmen?“ schrie ein fanatischer Jude den bleichen Jüngling an, der gezwungen in Wehr und Waffen dastand. Und gleich fielen die Nebenmänner rechts und links mit lautem Geschrei über Paulinus her und forderten ihn auf, den Römern zu fluchen.

„O, meine Brüder, ist es nicht besser, zu beten, daß der Herr sie erleuchte und in sein Reich aufnehme?“ entgegnete ruhig der Jüngling.

„Was gibt's hier? Was ist hier?“ rief der Anführer herbeieilend.

„Ein elender Verräter ist unter uns,“ schrie der Jude, der zuerst über Paulinus hergefallen war, „ein Kind Belials, der sich weigert, den Römern zu fluchen!“

„Der sogar für sie betet!“

„Der den verfluchten Heiden einen Anteil am Reiche des Herrn wünscht!“

„Ich will wetten, der Elende ist ein Schüler des Nazareners, den unsere Väter hier auf der Schädelstätte gekreuzigt haben!“

„Ganz recht! Der Nazarener lehrte auch, man solle den Feind lieben, da doch geschrieben steht: „Haffe deinen Feind!“

„Fort mit ihm!“ „Steiniget ihn!“ „Wir wollen keinen Verräter in unsern Reihen haben!“ „Tod dem Römerfreunde!“ tönte es wild durcheinander.

Mit Mühe stellte der Anführer einen Augenblick Ruhe her und forderte Paulinus auf, den Römern zu fluchen.

Todesbleich, aber ohne zu zittern, wiederholte der Levit, ob es nicht besser sei, für sie zu beten.

„Bist du also wirklich ein Nazarener?“ schrie ihn jetzt der Hauptmann an.

„Ja, ich bin ein Jünger dessen, der hier für seine Feinde betend am Kreuze gestorben ist,“ antwortete mit Festigkeit Paulinus und wollte noch weiter sprechen. Aber Wutgeheul überlötete seine Stimme. Sie entwaffneten ihn, sie rissen ihm die Kleider vom Leibe. Angesichts des gespaltenen Felsens von Golgatha fiel Paulinus auf die Knie; es war ihm, er sehe Christus am Kreuze, und mit aufgehobenen Armen wie Stephanus für seine Steiniger betend, erwartete er den Tod. Und bald sausten von allen Seiten die Steine; Blut rieselte über seine Schultern herab; überwältigender Schmerz zuckte durch seine Gebeine, bis endlich ein Wurf seinen Kopf traf und der Jüngling bewußtlos auf sein Antlitz niederfiel.

„So haben wir mit Phinees den Eifer des Herrn geeifert,“ rief der Hauptmann. „Jetzt voran zu den Frauentürmen!“

Die beiden Frauentürme flankierten das Tor der Nordmauer, durch welches der Weg nach den Königsgräbern und über den Stopus (Bartberg) nach Samaria führte¹. Auf dieser Straße rückte das Heer des Titus heran. Westlich von diesem Tore stand, die Nordwestecke der Mauer Agrippas bildend, ein gewaltiger Turm, der Psephinos, dessen Überreste heute noch stehen und Goliathsturm genannt werden.

Auf seiner Warte befand sich seit Stunden Eleazar, der auf die erste Kunde vom Anmarsche des Titus mit einer erlesenen Schar seiner Zeloten vom Tempel herbeigeeilt war, voll Begierde, der erste zu sein, sich mit dem Feinde zu messen.

„Laßt ihn!“ hatte Ben Gioras zu den Seinigen gesagt. „Mag er sich einen blutigen Schädel holen. Und wenn er bei dem tollen Ausfalle auf dem Plage bleibt, so haben wir an dem Hitzkopf nicht viel verloren.“

Die Sonne sank schon im Westen, und noch war kein Feind erschienen. Da plötzlich begann es in ihren letzten Strahlen auf dem breiten Rücken des Stopus zu glänzen und zu glänzen, und ein Duzend Späher, die kein Auge vom Bergkamm abgewendet hatten, riefen miteinander: „Da sind sie! Da kommen sie!“

„Beim Schwerte Gedeons! das ist ihre Vorhut,“ sagte Eleazar. Es ist ein Trupp Reiter. Da erscheinen auch Fußsoldaten, aber ohne Lanzen. Es scheinen Schanzarbeiter zu sein. Der freche Römer wird es doch nicht wagen, uns so vor der Nase und fast im Bereiche unserer Wurfmaschinen sein Lager zu bauen? Da reitet einer

¹ Etwa 5 Werst (eine Stunde).

² De bello iudaico V, 2, 1.

hin und her und zeigt mit seinem Schwerte, wie mir scheint, die Richtung des Lagerwalles.

„Wenn mich mein Auge nicht täuscht — wahrhaftig, es ist der Feldherr selbst!“ sagte der Bote, welcher in der Zelle Gaius den Zug des Titus gemeldet und beschrieben hatte. „Ich kenne ihn an der Art und Weise, wie er zu Pferde sitzt.“

„Und bei unserem Vater Abraham! da reitet er mit einem Trupp den Hügelhang hinab und gerade auf die Stadt los, als ob er sie mit seiner Handvoll Leute erobern wollte. Jetzt kannst du ihn besser sehen — ist es wirklich Titus?“

„Er ist's, so wahr ich auf das Heil Israels hoffe!“ entgegnete der Bote.

„So denke ich, daß der Herr diesen Sohn Belials in unsere Hände gibt. Mir nach, ihr meine Getreuen! Du bleibst hier und winkst uns, wenn sein Zug das Grabmal der Königin Helena erreicht hat. Dort können wir sie in der Flanke fassen, und wenn ich mich seiner bemächtige, so soll der Kaiser seinen Sohn mit unserer Freiheit einlösen. Zehn Talente Goldes dem, der den Titus lebendig einfängt!“

Es war wirklich Titus.

Der kühne Oberfeldherr hatte sich an die Spitze einer kleinen Reitereschar von ein paar hundert Pferden gestellt und war den Legionen, die mit ihrem Gepäck und schweren Belagerungsmaschinen auf dem schlechten Wege nur langsam vorankamen, eine gute Strecke vorausgeritten. Nur die Schanzarbeiter, und allen voraus die christliche Strafcenturie war ihm, von ihrem grimmigen Centurio Bilosus Vaser fast zu Tode geheßt, auf dem Fuße gefolgt.

Als Titus den Kamm des Wartberges (Skopus) erreichte, hielt er staunend an und überblickte mit seinem Adlerauge Stadt und Tempel, die jetzt vor seinem Blicke lagen. Die gewaltigen Mauern, die ihm auf dieser Seite einen dreifachen Gürtel entgegenstellten, die vielen und starken Türme, welche sie verteidigten, die finstere Königsburg im Westen und der im Strahle der Abendsonne leuchtende Tempel im Osten mit seinen weißen Marmorwänden und goldenen Dächern erpreßten auf den Lippen des kalten Römers, der die Akropolis von Athen und die Pracht der Tiberstadt geschaut, einen Ausruf der Bewunderung.

„Bei Jupiter!“ sagte er zu Flavius Josephus, der neben ihm ritt, „deine Vaterstadt ist größer und fester, als ich sie mir dachte. Wo der Tempel ist, brauchst du mir nicht zu sagen, ob schon er mehr einer Hochburg als einem Gotteshause gleicht. Und die Feste an der gegen uns hin gelegenen Ecke mit den vier gewaltigen Ecktürmen ist wohl die Antonia, von der ich so viel reden hörte?“

„Du täuschst dich nicht, erhabener Cäsar!“ antwortete unterwürdig Flavius Josephus. „Es ist eine kaum bezwingbare Festung. Wer sie besitzt beherrscht den Tempelberg, und wer den Tempel hat, ist Herr der Stadt.“

„Gut. Ich werde die Antonia bezwingen,“ sagte Titus mit Entschiedenheit. „Aber vorerst müssen wir wohl die nächste Mauer durchbrechen. Wie stark ist sie?“

„Sie hat eine Dicke von 10 Ellen und eine Höhe von 25 Ellen, wovon 5 Ellen auf die Zinnen kommen¹. Agrippa, der Vater des jetzigen Königs, hat sie erbaut, und er verwendete dazu Quadersteine von 20 Ellen Länge und 10 Ellen Dicke, die sich weder durch Brecheisen ausheben, noch durch Sturmböcke erschüttern lassen. Alle 200 Ellen brachte er Türme an, jeder 20 Ellen im Geviert und ohne Hohlraum bis zur Höhe

der Mauer, welche sie noch 20 Ellen überragen. Der Turm dort an der Nordwestecke, der Psephinos, ist viel höher, ebenso die drei gewaltigen Türme der Königsburg, der Hippikos, der Phasael und die Marianne, die du dort drüben rasen siehst. 90 Türme zählt diese äußerste Mauer, 14 die mittlere und wohl 60 die der Altstadt, welche von drei Seiten einfach unangreifbar ist. Ihre Mauern krönen steil abfallende Höhen, so daß es unmöglich ist, Maschinen an ihren Fuß zu bringen. 33 Stadien² beträgt der Umfang der ganzen Stadt.“

„Mag die Stadt auf drei Seiten uneinnehmbar sein, wenn sie es nur auf der vierten nicht ist,“ erwiderte Titus ruhig. „Und du sagst, diese nächste Mauer, deren Bau Claudius dem Agrippa niemals hätte gestatten sollen, bestehe durchweg aus so gewaltigen Quadern?“

„Zum Glück für uns nicht durchweg,“ entgegnete Josephus. „Aus Scheu vor Claudius baute Agrippa wirklich die letzte Strecke zwischen den Frauentürmen, welche das nächste Tor decken, und dem Psephinos etwas rascher und flüchtiger. Die Mauer wäre sonst durch keine Gewalt von Kriegsmaschinen zu bezwingen. Doch haben die Juden nachträglich auch dieses Stück der Mauer nach Kräften befestigt.“

„Gut. Zwischen dem Tore und dem Psephinsturme also wollen wir angreifen — wenn uns deine Landsleute nicht freiwillig die Thore öffnen. Du wenigstens hast immer behauptet, sie seien der Tyrannei der Parteiführer satt und sehnten sich nach uns wie nach Befreierern. — Doch da kommt unser schneidiger Centurio Bilosus Vaser mit seinen Schanzarbeitern! Ich lobe dich, du hast dich tüchtig getummelt. Wie weit sind die Legionen zurück?“

„Wohl eine halbe Stunde die nächste Kohorte der zwölften Legion, bester Cäsar,“ antwortete der Centurio.

„So weit? Aber ich will sie nicht tadeln; denn sie haben sich mit dem Belagerungszeug zu schleppen, und ich habe ausdrücklich befohlen, sie sollen geschlossen marschieren. Stelle deine Leute in Reih und Glied auf — so! Was sie mit Schweiß und Staub bedeckt und außer Atem sind! Gib ihnen ein paar Augenblicke Zeit zum Verschnaufen, ehe du sie an die Arbeit treibst. Dann aber laß sofort hier auf der Höhe das Lager für die drei Legionen abstecken und gleich den Graben ausheben und den Wall aufwerfen. Hierhin soll die Porta Prætoria.“

„Wie du befehlst, Cäsar. Doch was bedürfen diese Memmen von Christen der Ruhe? Auf, ihr feigen Gefellen, und greift zum Grabseil! Noch einmal diesen Blick, Lucius Flavius, und ich lasse dir vom Viktor 50 Hebe aufmessen. Voran, jage ich!“

Für sich konnte Lucius wirklich viel vertragen; aber wenn er sah, wie seine Gefährten von dem herzlosen Offizier aus reiner Bosheit geplagt und geschunden wurden, wallte ihm das Blut wohl noch auf, und das hatte sein Blick auch jetzt wieder verraten. Wie Hilfe suchend schaute er daher zu seinem ehemaligen Schulgenossen Titus empor, als dieser die Front der Sträflinge abritt. Titus verstand den Blick recht wohl; allein er erwiderte ihn nur mit einem verächtlichen Achselzucken. Einen Menschen, der ein Leben in Schmach dem Tode vorgezogen, auch nur anzureden, hielt der stolze Römer tief unter seiner Würde. Das Wort „Feigling“ schwebte auf seinen Lippen, als er an ihm vorüberritt.

Während die todmüden Sträflinge die Schanzarbeiten sofort in Angriff nahmen, wandte der Feldherr sein Roß der Stadt zu und erklärte seine

Absicht, rasch noch einen kleinen Spähritt vorzunehmen und das für den Angriff bestimmte Mauerstück in der Nähe besichtigen zu wollen. Er lud den Flavius Josephus ein, ihn zu begleiten.

„Beim Gotte meiner Väter — ich wollte ja gen bei Jupiter beschwöre ich dich, dem solltest du dein Leben nicht also tollkühn der Gefahr aussetzen!“ rief der jüdische Apostel erschrocken. „Wenn sie dich erblicken, werden sie von den Brustwehren aus einen Hagel von Pfeilen nach dir senden und vielleicht auch die Wurfmaschinen spielen lassen, an denen es ihnen nicht gebricht. Und meine Gegenwart könnte dir nur Schaden; denn sie würden mich erkennen und dadurch in noch größere Wut geraten. Nicht als ob ich mich fürchtete, sondern aus Sorge für deine geheiligte Person —“

„Schon gut, tapferer Verteidiger von Jotapata,“ spottete Titus; „bleibe hier und schone dein Pferd! Dein Rat soll übrigens doch nicht ganz fruchtlos sein; den Feldherrnmantel und den strahlenden Helm, welche mich unnötig zur Zielscheibe der Schützen machen könnten, will ich deiner Gut anvertrauen.“

Man wollte Titus einen Schild und einen gewöhnlichen Soldatenhelm aufnötigen; aber er jagte, er wolle nach dem heißen Ritt die Abendfülle genießen, und trabte, nur mit seinem Schwerte bewehrt, an der Spitze des Zuges der Stadt zu.

Als man näher kam, sah man auf den Mauern und Zinnen der Türme Waffengefunde. Das Tor wurde durch den einen der beiden Frauentürme so verdeckt, daß es erst einen guten Bogenschuß weit vor demselben sich dem Blicke zeigte. Solange die Reitereschar, durch die Felswand, in welche die Königsgräber eingegraben waren, auf der linken und durch Bäume und Gartenmauern auf der rechten Seite eingengt, in schmaler Front auf die Stadt zuritt, blieb alles ruhig. Als aber Titus an der Spitze derselben beim Grabmale der Königin Helena von Adiabene anlangte und nun rechts nach dem Psephinsturme zuritt, so daß sein Zug der Mauer die Flanke bot, erscholl auf einmal ein markdurchdringendes Geheul, und von den Zinnen her schwirten Pfeile und sausten Steine. Titus, der sich allzu kühn mit den ersten hundert Reitern in das durch niedrige Gartenmauern, Bäume und Gräben durchschnitten Gelände gewagt hatte, sah seinen Fehler ein und befahl den Rückzug.

(Fortsetzung folgt).



Fahrplan

der Sajan-Ural-Bahn

(Nach örtlicher Zeitrechnung.)

Ankunft der Züge aus Moskauer:	№ 8	um 7 Uhr 48 Min.	morg.
	№ 12	12 "	mitt.
Abfahrt der Züge nach Moskauer:	№ 6	11 "	abend.
	№ 5	8 "	morg.
Abfahrt der Züge nach Moskauer:	№ 11	5 "	nachm.
	№ 7	8 "	abend.



¹ Flavius Iosephus l. c. V, 4.

² Etwa 5 $\frac{1}{2}$ Werst.